Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 23 (1933)

Heft: 12

Artikel: Jazzband in Obstalden [Fortsetzung]

Autor: Ilg, Paul

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637522

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

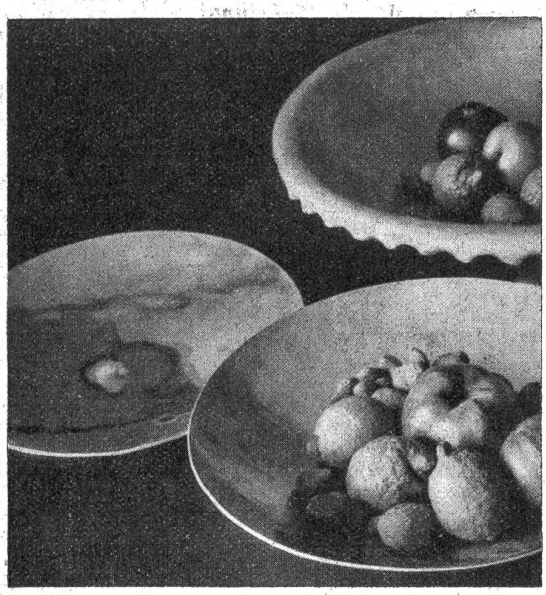
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

kaum für den kärglichen Lebensunterhalt ausreicht? Muß da nicht der Mitmensch eingreifen, soweit ihm das möglich ist? Nationalrat Meili sagte in einem Vortrage, Besitz ver-



Zum Artikel „Arbeiten älterer Arbeitsloser". (S. 180.)

pflichte in jeder Form. Wenn wir dieses Wort in seiner ganzen Tragweite beherzigen wollten, so müßte jeder, der heute noch im Besitz von überflüssigen Mitteln ist, sie für den notleidenden Bruder verwenden. Das kann nicht durch Gesetze geschehen, sondern jeder einzelne muß sich selbst dazu einstellen, sein Gewissen muß ihm sagen, inwieweit er dem Bruder verpflichtet ist. Jeder von uns hat Gelegenheit, diesen Verpflichtungen nachzukommen. Oder kennst du nicht in deiner Nachbarschaft einen Notleidenden, dessen Kindern geholfen werden sollte, daß sie sich zu tüchtigen Menschen ausbilden könnten? Könntest du, junge Frau, nicht ein Mädchen auf deine Kosten ausbilden lassen oder ihm wenigstens einen Beitrag an seine Lehrkosten geben? Wäre es dir, alleinstehendes Fräulein oder dir, Junggeselle, nicht

Zum Artikel „Arbeiten älterer Arbeitsloser". (S. 180.)

möglich, etwas von deinem Ersparten für deine Nächsten zu opfern? Müßte nicht ein Segen auf solcher Tat ruhen?

Doch halt, da weiß ich von einem, nun verstorbenen Wohltäter, der Dutzenden von jungen Menschen den Weg ins Leben ebnete, daß er viele Enttäuschungen erlebte. Aus seinen hinterlassenen Aufzeichnungen ging hervor, daß viele seiner einstigen Schützlinge nie mehr etwas von sich hören ließen, trotzdem an dem damaligen Geschenk — eine Summe für die Ausbildung — die Verpflichtung hing, daß sie das Geborgte, sobald es ihnen möglich sei, zinslos zurückerstatten sollen. Viele von diesen befanden sich in guten Verhältnissen, aber sie dachten nicht mehr an jene eingegangene Verpflichtung. Dieser Mann hat erfahren, was Undank ist und solche Erfahrungen sind leicht dazu angetan, aus den besten und edelsten Menschen zurückhaltende und verschlossene zu machen. Das möchten sich alle jene merken, die auf die Gutherzigkeit der Mitmenschen irgendwie zählen, die ein Recht dazu zu haben glauben. Nicht nur der Besitz verpflichtet, sondern vielmehr noch das Geschenk.

Jedoch wollen wir dies festhalten: Wer nur Gutes täte in Erwartung des Dankes, der täte es eben nicht im rechten Sinne des Wortes. Und heute ist die Not so groß, daß sie jeden Menschen geradezu aufruft, Gutes zu tun, so viel in seiner Macht liegt. Etwas vom Besten aber, das wir tun können, ist die Hilfe für die Kinder der Arbeitslosen, für deren Ausbildung, damit sie nicht ein Leben lang unter den Folgen der gegenwärtigen Krise zu leiden haben.

A. V.

Jazzband in Obstalden.

Ein Kleinstadtroman von Paul Ilg. 4

Mie war dem Erlebnis, das sie mutwillig herausgefordert hatte, noch lange nicht gewachsen. Schon spürte sie deutlich: Dieser Mensch schrak schwerlich zurück wie etwa Waldvogel, er nahm keine Achtungstellung an, wenn sie ihre hochmütige Miene aufsetzte: „Ich bin die Tochter des Generals von Beust. Wer bist denn du?" Woher sie stammte, schien ihn überhaupt nicht zu interessieren. Er fragte nie nach ihren Familienverhältnissen, ja, als sie, um Eindruck zu schinden, beiläufig den Besuch des Prinzen Ernst Heinrich in ihrem Elternhause erwähnte, der letzten Herbst ganz Obstalden in Bewegung brachte, fragte er nur leise belustigt, ob dabei wenigstens auch was für sie abgefallen sei. Zwar hatte er eine Weile recht verdutzt drein geschaut, wie sie nach ihrem ersten gemeinsamen Spaziergang vor dem etwas außerhalb der Stadt, auf einem glimpflichen Hügel gelegenen und prächtig geparkten Elternhaus plötzlich Halt machte und lächelnd erklärt: „Hier bin ich daheim!"

Indessen — bestürzt, eingeschüchtert? Bewahre, so sah er denn doch nicht aus. Er zeigte eher vergnügt auf das herrlich dominierende Turmfenster des hübschen Schlößchens (Schloß war entschieden übertrieben!): „Wenn das Zimmer dort mal für'n paar Wochen frei werden sollte — ich glaube, da kämen unsereinem ganz famose Einfälle."

Wäre in alledem die mindeste Ironie oder Ueberheblichkeit gewesen, hätte Mie ihn sogleich fahren lassen. Nein, er war weder eingebildet, noch flegelhaft, nur so beängstigend selbstherrlich und unbekümmert in Fragen, die ihr eigenes Leben betrafen. Darin lag für sie die Gefahr, doch ein unwiderstehlicher Reiz des Zusammenseins mit dem verwegenen Menschen. Zum Beispiel die Begegnung mit ihm am gestrigen Nachmittag! Er sagte ganz beiläufig, es sei doch unvergleichlich viel schöner, da drüben zu baden, als in der Obstaldener Massenschwemme. Ob sie nicht mitkommen würde? Oder ob sie etwa vorziehe, von vielen begafft und bezwinkert zu werden? Es war nicht so, daß sie nach ihrer Art abweisend erwidern konnte: „Wie käme ich wohl dazu, mich mit fremden Leuten in die Büsche zu schlagen!" Sie sagt nur, es sei doch gar zu zeitraubend, zu diesem Zwecke erst über den See zu fahren. Er bestand dann auch nicht weiter darauf, bettelte keineswegs: „Ach,

kommen Sie doch!" Das erstaunte sie am meisten. Am anderen Morgen hatte sie dann kurzerhand Struppchen als Begleiterin aufgeboten, die begeistert einwilligte.

Wie ungezwungen fröhlich war nun alles geworden! Mutz — so riefen ihn die Kollegen, so wollte er auch von ihr genannt sein — besaß all jene unschätzbaren Gaben der Improvisation, geistiger und leiblicher Beweglichkeit, die ein Jungmädchenherz zu entflammen vermögen. Ach wie hatte sie sich doch gebogen vor Lachen bei seiner Darstellung einer zimperlichen Jungfer, die gerne baden möchte, dabei hinter allen Hecken lüsterne Augen wittert und schließlich aus lauter Angst, überfallen zu werden, halb ausgezogen die Flucht ergreift! Daß er sich zu diesem Scherz gar ihrer Kleider bemächtigte, in denen er übrigens entzückend aussah, konnte Mie dem Lustigmacher erst recht nicht übelnehmen. Kaum drei Stunden waren sie zusammen und schon fühlte sie sich völlig im Banne dieses heiteren Schlemils, dem die Herzen nur so zuflogen!

Geschah's dann wirklich aus Furcht, blöd und spröd zu erscheinen, oder tat sie's aus dem jedem Weibe eingeborenen Geist der Versuchung — sie schlug den Mantel plötzlich zurück, so daß sie nun mit ausgestreckten Armen, die Hände in das Tuch verkrampft, einem ausgespannten Tropenschmetterling glich. Hingegen machte sie unwillkürlich die Augen zu, weil sie seinem zudringlichen Blick nicht begegnen mochte. Ihr Herzschlag stockte während Sekunden. Sie wußte: Durchbrach er jetzt freventlich die gebotene Schranke, war alles aus. Sie würde schreien, davon laufen und nie wieder mit ihm zusammenkommen. Hundert gegen eins stand zu erwarten, daß er ihre seltsame Regung mißverstand und sich zu Plumpheiten verleiten ließ.

Niemand war in der Nähe. Die Heuer und Mähder weit im Landinnern hätten ihren Hilferuf so wenig vernommen als die lärmende Badegesellschaft, von der sie niemand zu vermissen schien. Durfte Mie sich übrigens den Vorwurf ersparen, den jungen Mann geradezu herausgefordert zu haben? Aber nicht nur ihr lässiges, betörendes Verhalten, die verlockende Abgeschiedenheit — auch des Junitages schürende Glut, die zugleich das Blut schwellen ließ und den Verstand einlullte, der betäubende Duft des Heus, der sich erinnerungsschwer auf die Sinne legte, das geheimnisvolle Summen des Werdens allüberall, die Trunkenheit, nein, der brennende Durst nach dem neuen ahnungsnahen Leben ... alles schien dazu angetan, den kecken Werber in ihre Arme zu treiben. Willenlos lag sie da, Abbild der Frühlingspracht, Widerhall alles Wunderbaren, was männliche Sehnsucht ersinnen mag! Pfirsichblütenhauch auf Wangen und Lippen, gebüschelte Strahlen das funkelnde Haar, Unschuld noch im leisen Atmen des Mundes. O, in dieser Sekunde erst vollendet sich das liebliche Gedicht des jungfräulichen Leibes. —

Welch ergreifende Strophen die sanft gerundeten, empfänglich ausgebreiteten Arme, die schlanken, schamhaft gereckten Beine und Füße, deren Nägel schimmerten mit des Kaisermantels opalener Innenpracht! Wie war sie doch ohne Fehl und Makel — die unberührte, lebensbange Mie, so zierlich geschwungen jede Linie des bebenden Körpers, verhaltenem Jubel des andächtig rastenden Schöpfers, der sein Gebilde nicht lassen mag: „Rühr' sie nicht an! Noch ist sie ja mein! Noch hüt' ich den köstlichen Schatz vor dem zerstörenden Leben!"

Der Jüngling hatte sich staunend in die Knie erhoben und sah wie geblendet auf die hüllenlose Gestalt, unfähig, sich von der Stelle zu bewegen. Je länger er schaute, je heller glänzten seine Augen. Aus trüber Begierde wurde reinste Bewunderung, statt Arglist regte sich fromme Scheu in seiner bezwungenen Seele ... Ein Wächter mit goldenem Schilde stand schirmend neben der zitternden Unschuld.

Wie lange währte das göttliche Wunder? Mie hatte zu zählen vergessen — er wußte nicht mehr, ob er träume oder wache. Als dann die grünen Riesenflügel unverhofft wieder über dem weißen Leib zusammenschlugen, als Mie fast bestürzt über die rätselhafte Ruhe sachte die Lider hob, ward ihr der höchste Zoll, den Schönheit erringen mag: stumme, wunschlose Anbetung!

Zwar brachte Mutz schnell eine Hand vors Gesicht, als sei ihm eine Mücke ins Auge geflogen — umsonst, sie hatte die Träne der Andacht und Ergriffenheit dennoch fallen sehen! Heiß quoll es in ihre Augen. Das Herztor sprang auf. Es war die Geburt ihrer Liebe ...

Am Abend erschien Mie wie gewohnt zum Konzert im Kurgarten. Doch mit ganz anderen Gefühlen als sonst stürzte sie sich in das Gewimmel der Gäste. Ein gefährlicher Ueberschwang, eine irre Freude, die an Schmerz und wilde Trauer grenzte, beflügelte ihre Schritte. Das Herz noch voll von den Seligkeiten des Nachmittags, doch ohne die Ruhe des Geistes, des guten Gewissens, schwelgte sie in ihrem jungen Glück, das doch nicht völlig in sich selbst ruhte, sondern ungestüm nach Offenbarung verlangte.

Allein, wo war eine Seele, der sie sich anvertrauen durfte? Im Gehen erwog sie die Würdigkeit und Verschwiegenheit ihrer Freundinnen. Rita war zu engherzig und neidisch, Struppchen, die Mies Geheimnis wohl schon ahnte, gar zu frivol, Hertha wiederum zu intrigant und teilnahmslos. Doch gerade dieser lief sie zuerst in die Hände. Am Arm ihrer Mutter, der Amerikanerin, deren Mundwerk ganz Obstalden fürchtete, kam sie Mie entgegen, elegant wie immer, dabei aber hochmütigen Blickes wie ein Lama.

„Man hat dich heute schon schwer vermißt", sagte sie mit einem ironischen Lächeln. „Auch ich wurde nach dir gefragt, konnte leider aber gar keine genaue Auskunft geben. Wo steckest du eigentlich?"

Das hieß so viel wie „Gib dir keine Mühe", ich kenne deine Schliche."

„Ganz einfach — ich war mit Struppchen am Kaltenrieder Strand!" entgegnete die Gefragte trotzig, ohne die mindeste Neugier zu bekunden. Allein Hertha, die sich wieder einmal umgangen und vernachlässigt fühlte, bemerkte spitz: „Na, ja doch! Ich weiß, daß auch die Jazzleute dort drüben baden!"

Mie fuhr zusammen — von einem eisigen Strahl getroffen.

„Stimmt. Warum auch nicht? Wir haben sogar Wasserball mit ihnen gespielt und uns dabei ganz köstlich amüsiert!"

Da mischte sich jedoch Frau Schuster ins Gespräch. Ihre Miene drückte wahrhaftes Entsetzen aus.

„Wirklich, Mie? Das solltet ihr denn aber besser bleiben lassen. Jedenfalls möchte ich nicht, daß du mit solchen Leuten in Berührung kommst, Hertha!"

Die sonst so selbständige Tochter beeilte sich, zu erklären: „Ich denke auch gar nicht daran, Mama!"

Eine schlimmere Maßregelung hätte Mie sich kaum denken können — schlimm besonders deshalb, weil sie Ausdruck einer stereotypen Gesinnung war, die fraglos auch ihre Eltern teilten. So sehr sich die Liebende dagegen sträubte, sie fühlte dennoch, daß der Erwählte ihres Herzens in den Augen ihrer Nächsten ganz anders dastand als in den eigenen. Sie war bleich vor Zorn, nun sie den harten Tadel mit bebender Stimme zurückwies.

„Warum sprechen Sie abschätzend von „solchen Leuten"? Es sind doch gebildete Menschen. Zweie haben sogar das Konservatorium absolviert und das Lehrerdiplom erworben. Sicher sind sie viel interessanter als unsere Herren Referendare, Ladenschwengel und Bankgehilfen!"

Die Amerikanerin lächelte mitleidig, überlegen.

„Schön, liebes Kind, ich sage nichts dagegen. Du scheinst sie ja schon sehr genau zu kennen. Aber auf den Bildungsgrad kommt es wohl weniger an als auf die Lebensgewohnheiten. Man weiß doch, wie's diese Burschen

treiben! Es ist nun einmal fahrendes Volk, wohl recht unterhaltend, aber kaum sehr ernsthaft und verheißungsvoll. Ich denke, deine Mutter wird hierin kaum anderer Meinung sein. Nimm dich in acht, Kind! Wie bald ist eine nicht wieder gutzumachende Dummheit geschehen!"

Sie gingen gerade der Seemauer entlang und Mie konnte sich nicht enthalten, scheue Blicke über die spiegelglatte Wasserfläche zu senden, nach den heimlichen Stätten am jenseitigen Ufer, wo sie eben noch die glücklichsten Stunden ihres Lebens verbrachte. Dort der umbuschte Badestrand, weiter rechts, an den hochgewölbten dichten Wald geschmiegt, das kleine Dörfchen mit dem Gasthof am See, darin sie ein wenig gebechert, sich Mut angetrunken und zu oberst im Walde die erhabene Lichtung, wo das Rätsel Liebe sich ihrer sehnenden Seele so wunderbar entschleiert hatte ...

Die mit kühlen Lüftchen einsetzende Sommernacht verklärte dieses Lebensfest. Feierlich, regungslos standen die weißen Segel gegen das Abendrot, die fernen Schneeberge leuchteten rosig angehaucht, einzelne Sternchen flimmerten durch die schnell wechselnden Tinten der Dämmerung. Was waren die Jubelrufe auf dem Wasser denn anders als das Echo ihrer Glückseligkeit? Und konnte jenes zauberhafte Firnelicht etwa nicht Widerschein ihrer entflammten Seele sein? Die ganze Welt war entzündet, stand im Feuer ihrer ersten Liebe. Davon hatten die Begleiterinnen, die sich anscheinend so sehr um Mies Seelenheil kümmerten, nicht die leiseste Ahnung. Wie töricht der kindische Wunsch, das Uebermaß ihrer Gefühle in eine dieser kalten Seelen zu ergießen! „Um Himmelswillen, wie kannst du dich mit einem Musikanten einlassen!" würden sich all die teuern Nächsten entsetzen. Nein, ihre Liebe mußte Geheimnis bleiben, sie konnte nie Gesellschaftsspiel werden, nur in der Stille und Einsamkeit gedeihen. Einzig Mut gehörte dazu und ein wenig Schlangenklugheit.

Unter einem nichtigen Vorwand ließ Mie die zwei Gouvernanten stehen, die mit vereinten Kräften den Teufel „Jazzband" an die Wand malten und Schauermären aus dem Künstlerleben zum Besten gaben. Im Gehen betrachtete sie die Gesichter der ihr Entgegenkommenden, als müßte sie insgeheim deren Denkart erforschen, feststellen, ob sie Ja oder Nein zu ihrer Liebe sagten. Ach Himmel, ob es nun ein steifleinenes Bureaukraten- und Schulmeistergesicht oder eine fettglänzende Händlermiene war — überall stieß sie auf den gleichen Ausdruck geistiger und moralischer Beschränktheit. Da war gewiß nicht einer unter den vielen Hunderten, die da satt und zufrieden ihren Abendschoppen tranken oder sich bei den Klängen der Kurkapelle die rechte Bettschwere anliefen, der aufmunternd zu ihr gesprochen hätte: „Traue du einzig und allein der Stimme deines Herzens, mein Kind."

Eingeschüchtert floh sie in einen von Buschwerk umgebenen dunklen Winkel des Parks, von wo ihr das Menschengetriebe wie ein Marionettenspiel erschien und die Musik ihr Ohr nur wie abgerissene Klänge einer alten Spieldose berührte. Auch das Orchesterhäuschen konnte sie sehen. Die Jazzband gab sich an diesem Abend als lammfrommes Streicher- und Bläseroktett. Weder wurde der Käse zum Bahnhof gerollt, noch der Sonnenschein hereingelassen, dafür plätscherte die Mühle im Schwarzwalde, gab es zärtliches Ballgeflüster, selig nickende Großmütterchen und geschwätzige Donauwellen — kurz Musik für die lieben, alten Stammgäste. Der Primgeiger im Frack sah von ferne wie ein Kobold aus in dem fahlen Licht, bei den grotesken Windungen seines Körpers, dem übertriebenen Spiel seiner gorillahaften Arme, der marmorenen Bläße des Angesichts, aus dem die schwarzen Augen dämonisch in das bunte Gewimmel starrten. Unter dem Portal des klosterähnlichen Kurhauses stand der dicke Wirt und blickte strafend, geringschätzig auf die Menge der Nichtkonsumenten, die den prächtigen Kurpark nur als Lustwandler heimsuchten.

Aber weit drüben im Alpengebiet stand eine einzige Wolke — ein Ungetüm der Lüfte, ohnehin noch von der lang entschwundenen Sonne beschienen, unten gewitterschwanger, mit Blitzen geladen; von allen Seiten schossen sie mit gewaltigem Feuerschein hervor, die ferne Gegend auf Sekunden tagklar erhellend. Ein selten herrliches Naturschauspiel, als wäre Loke im Bauch des Ungeheuers verborgen und bemüht, es zum Bersten zu bringen. Aber Tor, der Donnergott schwieg. Kein noch so leises Grollen war zu hören. Und dennoch wurde Mie ganz unheimlich zumute. Im Grunde war ja auch diese bedrohliche Szene Abbild ihrer Seele, in der es sich mählich ballte und weiterleuchtete. ... Ihr Götter! Wohl hatte die strahlende Liebe Einkehr in ihrer Brust gehalten, allein sie brachte eine nebelhafte, schleichende Gefährtin mit, — die Lebensangst!

(Fortsetzung folgt.)

Kelchbrünnelein.

Von Fr. Hossmann.

In einer kühlen Halle,
Da rauscht ein Brünnelein
Und plauscht mit leisem Falle
In einen Kelch von Stein.

Es raunt von Wunderdingen,
Die Menschen hören's nicht.
Mir aber klingt sein Singen
Schön, wie ein Lenzgedicht.

Die Bilder an den Wänden,
Sie merken auf sein Wort.
Mit Blumen in den Händen
Weilt oft die Muse dort.

In früher Morgenstunde,
Sobald die Nacht verweht,
Macht sie dort still die Runde
Und nickt ein stumm' Gebet.

Ich lausch' auf ihre Grüße
An einer Säule Saum.
Da rütteln Wanderfüße
Mich jäh aus meinem Traum.

Versonnen schreit ich leise
Hinaus durchs hohe Tor.
Es klingt des Brünnleins Weise
Mir lange noch im Ohr.

Das ehemalige „Pétion-Haus" an der Spitalgasse.

An die klaffende Lücke, die uns seit einiger Zeit an der Spitalgasse (Sonnseite) anstarrt, hat man sich schon ziemlich gewöhnt und viele Berner werden sich heute schon ordentlich besinnen müssen, wenn man sie fragt, was hier für ein Haus gestanden hat.

Es wird unsere verehrten Leser deshalb interessieren, wenn wir ihnen hier im Bilde das Vergangene und das Kommende vor Augen führen und gleichzeitig einige Daten aus der Vergangenheit des „Pétion-Hauses" mitteilen.